
Rezensionen

Ökonomie, Geschichte und Soziologie. Von der Vertreibung zur Einverleibung?

Dimitris Milonakis/Ben Fine: *From Political Economy to Economics. Method, the social and the historical in the evolution of economic theory*. London: Routledge 2009

Ben Fine/Dimitris Milonakis: *From Economics Imperialism to Freakonomics. The shifting boundaries between economics and other social sciences*. London: Routledge 2009

Wie lässt sich die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften beschreiben? Ben Fine und Dimitris Milonakis begnügen sich nicht mit einer Chronologie, sondern spinnen einen roten Faden, der dieser Geschichte einen Sinn verleiht und viel spannenden Diskussionsstoff bietet: Sie konzentrieren sich auf die Frage, wie die ökonomische Wissenschaft mit sozialen Phänomenen und historischen Prozessen umgeht. In *From Political Economy to Economics* erzählen sie uns eine Geschichte der Vertreibung des Sozialen und des Historischen aus den Wirtschaftswissenschaften, welche in der Herausbildung der neoklassischen Theorie mit ihrer Vorstellung einer reinen Ökonomie, die von jedem Bezug auf soziales Umfeld oder historische Ereignisse entledigt ist, gipfelt. Diese Einführung der Ökonomie auf das Studium rationalen menschlichen Verhaltens unter Bedingungen knapper, alternativ einsetzbarer Ressourcen (wie es in Lionel Robbins' berühmtem Aufsatz aus dem Jahr 1932 definiert wird) ging einher mit einem

immer höheren Grad an mathematischer Modellierung und der Entwicklung eines wissenschaftlich-technischen Apparats zur Berechnung und Schätzung von Produktionsfunktionen oder Gleichgewichtszuständen, der die weitere Entwicklung des Fachs bis heute entscheidend prägt. In *From Economics Imperialism to Freakonomics* erzählen uns Ben Fine und Dimitris Milonakis daraufhin das zweite Kapitel dieser Geschichte: Auf die Vertreibung des Sozialen und Historischen folgte eine Bewegung, die das dadurch gewonnene abstrakte Modell des Homo oeconomicus einsetzt, um Gesellschaft und Geschichte der Ökonomie einzuverleiben – nun als ökonomische Phänomene betrachtet. So ist seit den 1950er Jahren ein «Imperialismus der Ökonomie» entstanden¹, unter dessen Flagge die Wirtschaftswissenschaften zur überlegenen, wenn nicht sogar einzig richtigen Sozialwissenschaft ausgerufen werden. Kein Bereich des sozialen und kulturellen Lebens bleibt von der Anwendung des ökonomischen Rasters verschont: Von der Bildung über die Liebe bis hin zu Kunst, Politik oder Kriminalität lässt sich alles durch die Brille des rationalen und Nutzen maximierenden Verhaltens betrachten. Der Erfolg dieser imperialistischen, einst fachfremde Gebiete erobernden Ökonomie – in staatlichen Verwaltungen ebenso wie in den Rängen der regierungsnahen Expertokratie und bei den massenmedialen Meinungsmachern – stellt nicht nur eine Herausforderung für jedes kapitalismuskritische Denken, sondern auch eine Gefahr für die Autonomie der Sozial-, Kultur- und Geschichtswissenschaften dar. Die ökonomische Kolonisierung des wissenschaftlichen Feldes ist zum Pendant der Ökonomisierung aller Lebensbereiche geworden.

Aber verweilen wir bei einzelnen Statio-

nen dieser Geschichte, die Fine und Milonakis erzählen. Zur Zeit der Klassiker stellte die Politische Ökonomie den ersten systematischen Versuch dar, eine moderne Sozialwissenschaft zu entwerfen. Adam Smith, David Ricardo, John S. Mill oder Thomas R. Malthus betrachteten die Wirtschaft nicht unabhängig von gesellschaftlichen Zusammenhängen, sozialen Klassen oder dem Staat, und auch die Geschichte hatte in ihren Schriften einen festen Platz. Karl Marx kritisierte die klassischen Ökonomen denn auch nicht dafür, dass sie die Geschichte oder die Gesellschaft ausblendeten; vielmehr warf er ihnen vor, den Kapitalismus faktisch als Endpunkt der Geschichte zu betrachten und die der kapitalistischen Produktionsweise zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu naturalisieren. Die marxistische Ökonomie wurde in der Folge zu einer von drei wichtigen wissenschaftlichen Strömungen, die aus der kritischen Auseinandersetzung mit den Klassikern entstanden sind. Der Kampf zwischen den beiden anderen Strömungen um die Vorherrschaft auf dem akademischen Feld spitzte sich 1883/84 im sog. Methodenstreit zu, in dem sich Gustav von Schmoller und Carl Menger gegenüberstanden. Schmoller agierte dabei als Wortführer der historischen Schule der Nationalökonomie, die sich in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts gebildet hatte. Deren Anhänger lehnten die abstrakten Modelle und die deduktiven Vorgehensweisen der englischen *Political Economy* (insbesondere Ricardos) ab und hoben dagegen die Bedeutung historischer Prozesse und Ereignisse ebenso hervor wie die Notwendigkeit induktiver Theoriebildung. Die Ökonomen der historischen Schule setzten sich zudem für soziale Reformen ein, um der Arbeiterschaft eine politische Alternative zum So-

zialismus zu bieten. Dagegen hielt Carl Menger, Gründervater der österreichischen Schule der Nationalökonomie, das Primat der Theorie und die Notwendigkeit einer deduktiven Vorgehensweise hoch. Doch ging es ihm keineswegs darum, das Werk der Klassiker zu verteidigen. Mit Léon Walras und Michael S. Jevons führte Carl Menger die so genannte marginalistische Revolution an, die sich von Schlüsselkonzepten der klassischen Politischen Ökonomie verabschiedete (z. B. von der klassischen Arbeitswertlehre) und dem Leitbild einer reinen Ökonomie zum Durchbruch verhalf, die quasi naturwissenschaftlichen Verfahren folgt. Zentrale Bausteine dieser «Neoklassik» sind insbesondere der methodologische Individualismus, das Grenznutzentheorem und die wirtschaftlichen Gleichgewichtsmodelle.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts errang die neoklassische Theorie an den europäischen Universitäten eine zunehmend hegemoniale Stellung.² Historische Prozesse und gesellschaftliche Zusammenhänge wurden immer mehr aus den Wirtschaftswissenschaften verdrängt. Lionel Robbins, der Leiter der volkswirtschaftlichen Abteilung der London School of Economics, definierte die Ökonomie nicht mehr als Wirtschaftswissenschaft im traditionellen Sinn, sondern als das Studium menschlichen Verhaltens unter Bedingungen von Ressourcenknappheit. Nur die marxistische Ökonomie hielt die von den Neoklassikern fallen gelassene Arbeitswertlehre hoch; allerdings verkannte sie die Tragweite des erkenntnistheoretischen Bruchs mit der klassischen Ökonomie, den die marxische Kritik formuliert hatte.³ Wichtige Einzelfiguren wie Max Weber und Joseph A. Schumpeter setzten sich für eine offene Wirtschaftswissenschaft ein, die mit dem Erbe der historischen Schule ebenso etwas

anzufangen wüsste wie mit den Untersuchungen der sich eben gerade als akademische Disziplin etablierenden Soziologie. Doch die Weichen waren in Richtung einer sich vertiefenden Kluft zwischen Ökonomie, Soziologie und Geschichte gestellt. Vilfredo Paretos Unterscheidung zwischen dem logischen und nichtlogischen Handeln diene als Grundlage einer konzeptuellen Trennung zwischen Ökonomie und Soziologie, und die Wirtschaftsgeschichte löste sich als eigenständige Disziplin zunehmend von der Ökonomie. In den USA hingegen gelang es den Vertretern der Neoklassik (wie Irving Fisher) vorerst nicht, dieser zum Siegeszug zu verhelfen. In der Zwischenkriegszeit dominierte jenseits des Atlantiks noch die institutionalistische Ökonomie, die in gewisser Hinsicht als Erbin der deutschen historischen Schule betrachtet werden kann. Mit Thorstein B. Veblen spielte in diesem Kontext ein Autor eine Hauptrolle, der – ähnlich wie Max Weber in Deutschland – noch Ökonom und Soziologe in einem war; sein Werk *Theorie of the Leisure Class* zählt heute noch zu den soziologischen Klassikern. Doch auch in den USA gingen Soziologie und Ökonomie zunehmend getrennte Wege. Talcott Parsons' Systemtheorie, die nach dem Zweiten Weltkrieg die nordamerikanische Soziologie dominierte, hatte sich der Geschichte und der Ökonomie ebenso vollständig entledigt, wie die neoklassische Theorie nichts mehr von Soziologie und Geschichte wissen wollte. Später beklagte Parsons diese Trennung: Mit Neil J. Smelser, dem Mitbegründer der neueren Wirtschaftssoziologie, hielt er fest: «Nur wenige Personen, die etwas von soziologischer Theorie verstehen, haben praktische Kenntnisse in Ökonomie, und umgekehrt.»⁴ Die beiden schlugen deshalb vor, die Ökonomie als Teilsystem in die sozio-

logische Systemtheorie zu integrieren – eine Arbeitsteilung mit einer Art friedlicher Koexistenz, bei der man sich gegenseitig nicht kritisieren sollte. Allerdings unterschätzten sie die zunehmend hegemoniale Haltung führender amerikanischer Ökonomen (s. u.).

Weltwirtschaftskrise, Faschismus und Weltkrieg führten in den Wirtschaftswissenschaften zu einem historischen Intermezzo mit folgenreichem Ausgang. Zweifellos stellte das Werk von John M. Keynes eine echte Herausforderung für die neoklassische Ökonomie dar. Ben Fine und Dimitris Milonakis stellen allerdings heraus, wie Keynes auf paradoxe Weise trotz seiner den Prämissen der neuen Orthodoxie widersprechenden Haltung zum Instrument für deren Konsolidierung in den USA nach dem Zweiten Weltkrieg gemacht wurde. Der britische Ökonom entwickelte erstmals Grundlagen einer makroökonomischen Theorie, während die Neoklassik vor allem in der Mikroökonomie zu Hause war. Im Gegensatz zu den Anhängern der marginalistischen Revolution hatte Keynes Lösungsansätze zu bieten für den Umgang mit den tatsächlichen wirtschaftspolitischen Problemen seiner Zeit, allen voran die wirtschaftliche Depression und die damit verknüpfte Massenarbeitslosigkeit. Sein Werk formulierte grundlegende Ideen und Instrumente für ein neues Paradigma staatlicher Intervention in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben, bis hin zum Ausbau des Sozialstaats. Keynes hatte ein pragmatisches Verhältnis zur Theoriebildung und polemisierte gegen diejenigen Ökonomen, welche die Theorie zum Selbstzweck machten. Für ihn war die Ökonomie keine Naturwissenschaft, sondern eine *moral science*, die auch auf Werturteilen beruhte und praktisch nützlich sein musste. Er

lehnte den methodologischen Individualismus ab und zeigte sich zunehmend skeptisch gegenüber der fortschreitenden mathematischen Formalisierung in den Wirtschaftswissenschaften. Unsicherheit und Kontingenz spielen in seinem Werk eine zentrale Rolle. Die Ironie der Geschichte liegt darin, dass Keynes Schriften von führenden Vertretern der neoklassischen Orthodoxie – etwa John R. Hicks in Großbritannien, Paul Samuelson in den USA – genutzt wurden, um die mathematische Modellbildung auf eine neue Ebene zu heben, indem sie versuchten, die Makroökonomie nun mikroökonomisch zu fundieren und Gleichgewichtsmodelle für die gesamte Ökonomie zu formulieren (etwa mit dem so genannten IS/LM-Modell, das die Beziehungen zwischen Zinsniveau und realem Output auf dem Güter-, und Dienstleistungs- und dem Geldmarkt beschreibt). Der marginalistischen folgte 1945 bis 1955 eine formalistische Revolution (Fine und Milonakis übernehmen diesen Begriff des britischen Ökonomen Mark Blaug), welche die überragende Bedeutung mathematischer Modelle und statistischer Verfahren festigte und auf eine erweiterte Grundlage stellte. Keynes Schicksal stellt wohl einen eindrücklichen Fall dessen dar, was Pierre Bourdieu den Feld-Effekt nannte: Es ist nicht der Verfasser, sondern die Dynamik des (hier: wirtschaftswissenschaftlichen) Feldes und der darin stattfindenden Kämpfe, welche die tatsächliche Bedeutung und Wirkung eines Werks bestimmen.⁵

In der Zeit des Kalten Kriegs schlug der ökonomische Reduktionismus, der zur Etablierung der neuen Orthodoxie geführt hatte, zunehmend in einen ökonomischen Expansionsdrang um. Die Engführung auf begrenzte Gebiete der Mikroökonomie war zunächst der Preis gewesen, den die

neoklassischen Ökonomen für die theoretische Reinigung und scheinbare Vervollkommnung ihrer Disziplin zahlen mussten. Nun verfügten sie über theoretische Begriffe, mathematische Modelle sowie statistische Verfahren, die sich grundsätzlich auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens anwenden lassen. Es entwickelte sich ein Imperialismus der Ökonomie, der dazu geführt hat, dass ökonomische Theorien heute in vielen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschungsgebieten einen beträchtlichen Einfluss gewonnen haben. Ein Beispiel ist die durch Nobelpreisträger Gary S. Becker und einige Kollegen an der Universität Chicago entwickelte Humankapitaltheorie und die darauf beruhende Theorie des Sozialkapitals, die in Soziologie und Politikwissenschaften längst nicht mehr nur von *Rational-Choice*-Theoretikern (wie James S. Coleman oder Robert D. Putnam) eingesetzt wird. Viele Soziologen verwenden den Begriff des Sozialkapitals, ohne sich dessen ökonomischer Genealogie bewusst zu sein – ein Beispiel für den Verlust von konzeptueller Autonomie und theoretischem Bewusstsein, in dem sich die gegenwärtigen Kräfteverhältnisse auf dem wissenschaftlichen Feld niederschlagen. In die Geschichte fand die Neoklassik durch *Cliometrics* Eingang – quantitative Wirtschaftsgeschichte, die auf ökonometrischen Modellen beruht (Douglass C. North und Robert W. Fogel erhielten dafür 1993 den Wirtschaftsnobelpreis). Doch als wirkungsmächtigste Variante dieses Imperialismus der Ökonomie betrachten Ben Fine und Dimitris Milonakis den informationstheoretischen Ansatz von George A. Akerlof und Joseph E. Stiglitz (sie erhielten 2001 den Wirtschaftsnobelpreis, zusammen mit Andrew M. Spence). Diese Theorie geht davon aus, dass Märkte nicht perfekt sind und die Men-

schen darauf rational reagieren, indem sie soziale Institutionen oder kulturelle Muster ins Leben rufen, die ein möglichst effizientes und Kosten sparendes Verhalten ermöglichen. Weil sie mit den Postulaten von Marktrationalität und Gleichgewichtstheorie brechen, mögen Akerlof und Stiglitz den Sozial- und Kulturwissenschaften als weniger ökonomistisch erscheinen als Becker und dessen Anhänger, die soziale und kulturelle Phänomene wie Märkte analysieren. Aber auch ihr Ansatz hält am Prinzip des methodologischen Individualismus fest, betrachtet Soziales und Kultur als Nebenprodukte der Ökonomie und beruht auf dem technischen Apparat der Neoklassik, dessen Eigenlogik stärker auf der Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften lastet als jemals zuvor. Fine und Milonakis bringen diesen neusten Imperialismus der Ökonomie auf die ebenso lapidare wie einprägsame Formel: *economics = market imperfections + methodological individualism = social sciences* (*From Political Economy to Economics*, 307).

Ben Fine und Dimitris Milonakis kommt das Verdienst zu daran erinnert zu haben, dass die Ökonomie als Wissenschaft nicht immer so unhistorisch und unsoziologisch war (und ewig bleiben muss), wie sie heute in der Regel ist. Sie haben ihrer Geschichte der ökonomischen Theorie einen roten Faden gegeben, der gerade für Kultur-, Sozial- und Geschichtswissenschaftler besonders relevant ist, weil er «die andere Seite» beleuchtet, die sie in der Regel schlecht kennen und deshalb nicht wirklich kritisieren können. Ihre Darstellung hilft, sich im Feld der Wirtschaftswissenschaften zurechtzufinden und sowohl die Vielfalt der Theorien als auch die der Orthodoxie zugrundeliegenden gemeinsamen Nenner zu erfassen. In ihrem Bestreben, der neoklassischen

Hegemonie eine kritische Ökonomie entgegenzustellen, möchten Fine und Milonakis historische und soziale bzw. institutionelle Theorien der Ökonomie, die ja durchaus existieren (in der Wirtschaftsgeschichte ebenso wie in der institutionellen Ökonomie und der Wirtschaftssoziologie), auf produktive Weise mit der klassischen Arbeitswertlehre zusammenführen. Sicher ist es richtig zu versuchen, die ökonomische Orthodoxie im Kern ihres Theoriegebäudes treffen zu wollen. Leider fallen Fine & Milonakis aber ansatzweise in eine für die marxistische Ökonomie typische verkürzte Rezeption des marxischen Werks zurück: Sie lesen Marx eher als klassischen Ökonomen denn als einen Kritiker der Politischen Ökonomie, der grundlegend mit deren theoretischen Grundlagen brechen wollte.⁶ So wird der Brückenschlag über das Feld der Ökonomie hinaus nicht gelingen können. Wenn im Kern der marxischen Ökonomiekritik aber weniger eine ökonomische Arbeitswertlehre als eine soziohistorische Analyse der besonderen gesellschaftlichen Formen (Ware, Geld und Kapital) des Kapitalismus, der diesen Formen zu Grunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse und «objektiven Gedankenformen» (Marx) und der sozialen Prozesse, durch die Menschen, Arbeits-tätigkeiten und natürliche Ressourcen in Wertform gebracht und damit zugleich ungleich («mehr oder weniger wert») gemacht werden, gesehen wird, macht dies den Verfasser des *Kapitals* für kritische Geister der Sozial- und Kulturwissenschaften anschlussfähig und begünstigt eine Kritik, welche die neoklassische Ökonomie von innerhalb und von ausserhalb der Disziplin angreift: kritische Ökonomie und Ökonomiekritik müssen sich keineswegs ausschließen.⁷ Zweifellos gilt es zu diesem Zweck eine Vielfalt theoretischer

Bezüge zu mobilisieren: Marx allein genügt nicht, es kommt auch darauf an, gegenwärtige ökonomiekritische Ansätze aufzugreifen, von der feministischen Kritik über die *Post Colonial Studies* bis zu einflussreichen Autoren wie Michel Foucault oder Pierre Bourdieu, um nur diese beiden zu erwähnen.

Peter Streckeisen

1. Einflussreiche Ökonomen wie Gary S. Becker haben sich affirmativ auf diesen Begriff gestützt, um die Überlegenheit der ökonomischen Theorie zu unterstreichen. Es handelt sich also weder um ein Schimpfwort noch um einen polemischen Begriff, sondern um eine Selbstbezeichnung selbstbewusster Ökonomen.

2. Eine vorerst wenig einflussreiche Kritik an der neoklassischen Orthodoxie formulierte bereits Friedrich A. von Hayek. Er kritisierte insbesondere deren kartesischen Rationalismus und stellte diesem eine Konzeption entgegen, der zu Folge die wirtschaftlichen Akteure mit unvollständigen Informationen ausgestattet sind und unter Bedingungen von Unsicherheit nach subjektiven Vorlieben handeln. Soziale Institutionen – darunter die Märkte – betrachtete er als spontane Ordnungen, die aus dem Handeln der Menschen entstehen, ohne dass dies intentional angestrebt wird. Hayek, dessen Werk erst im Kontext des Neoliberalismus einflussreich wurde, nahm damit gewisse Elemente des informationstheoretischen Ansatzes von Akerlof und Stiglitz (s. u.) vorweg.

3. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die einflussreichsten Strömungen des Marxismus das marxische Hauptwerk ökonomisch, wenn nicht ökonomistisch gelesen haben, das heisst als ein ökonomisches, nicht ein ökonomiekritisches Werk, wogegen es dem Verfasser des Kapitals doch darum ging, die Vorstellung einer als Realität sui generis gedachten Ökonomie in Frage zu stellen. Allerdings schwankte Marx selbst zwischen beiden Positionen: Im Kapital agiert er teils als «der bessere Ökonom», teils als grundlegender Ökonomiekritiker (vgl. dazu auch Anmerkung 7).

4. Talcott Parsons/Neil J. Smelser: *Economy and Society. A Study in the Integration of Economic and Social Theory*. Glencoe, Ill.: The Free Press, S. xviii.

5. Pierre Bourdieu: Über einige Eigenschaften von Feldern, in: *Soziologische Fragen*, Frankfurt: Suhrkamp, 1993.

6. Für kritische Auseinandersetzungen mit den Prämissen der marxistischen Ökonomie vgl. zum Beispiel: Jean-Marie Vincent: *Un autre Marx. Après les marxismes*, Lausanne: page 2, 2001; Moïshe Postone: *Time, Labour, and Social Domination. A Reinterpretation of Marx' Critical Theory*. Cambridge: Cambridge University Press, 1993; Michael Heinrich: *Kritik der Politischen Ökonomie. Eine Einführung*, Stuttgart: Schmetterling, 2004. Harveys Companion zur Lektüre des ersten *Kapital*-Bands umgeht die üblichen Fallstricke der marxistischen Ökonomie, ohne sich auf eine systematische Auseinandersetzung mit deren Prämissen einzulassen (vgl. David Harvey: *Marx' Kapital lesen. Ein Begleiter für Fortgeschrittene und Einsteiger*, Hamburg: VSA, 2011).

7. Mit kritischer Ökonomie meine ich Ansätze, die die gegenwärtige ökonomische Orthodoxie angreifen, ohne die Prämissen der Ökonomie als Wissenschaft für sich in Frage zu stellen (z. B. die marxistische Ökonomie, neoinstitutionalistische ökonomische Theorien oder viele wirtschaftssoziologische Ansätze); dies ist dagegen das Ziel ökonomiekritischer Arbeiten. Zweifellos kann Marx' Kritik der politischen Ökonomie durch beide Brillen gelesen und fruchtbar gemacht werden. Als Soziologe gilt mein Hauptinteresse der Ökonomiekritik.